

Bibelarbeit zu Exodus 19,1-6; Synode der Nordkirche

Travemünde, 02.03.18

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

das große und bewegende Thema dieser Synode ist der künftige Pfarrermangel. Anfang der Woche konnte man bereits im Hamburger Abendblatt lesen, dass sehr viel mehr Pastorinnen und Pastoren in den nächsten Jahren in den Ruhestand gehen, als neu ausgebildet werden. Die Folge ist, dass es bereits jetzt in manchen Regionen schwierig wird, noch alle Pfarrstellen zu besetzen. Fachkräftemangel nun also auch bei uns.

Als ich erstmals davon gehört habe, da war ich wirklich überrascht: Immer hatte ich damit gerechnet, dass unsere finanziellen Mittel in naher Zukunft stark zurückgehen würden. Berechnungen gab es ja zuhauf. Einige habe ich mir nochmal angeschaut und dabei wurde mir deutlich, was der Komiker schon lange wusste: Prognosen sind immer schwierig, insbesondere wenn sie die Zukunft betreffen! Denn tatsächlich sollten wir nach vielen ernstzunehmenden Voraussagen bereits jetzt über mindestens ein Drittel weniger finanzielle Mittel verfügen als tatsächlich im Haushalt verteilt werden. Trotzdem wissen wir natürlich, dass sich der Einbruch nur verschoben hat. Und wenn er kommt, dann haben wir schon seit Jahren damit gerechnet.

Dass wir nun aber plötzlich darüber reden müssen, dass die Zahl der Pastorinnen und Pastoren sehr viel stärker abnehmen wird als die Zahl unserer Mitglieder – damit habe ich nicht gerechnet.

Der Nachwuchs wächst nicht nach. Woran das liegt? Das können wir zurzeit wohl nur vermuten. Vermutlich waren wir einfach erfolgreich in all den vielen Jahren in denen wir deutlich gemacht haben, dass es weniger Pfarrstellen als geeignete Bewerberinnen und Bewerber gibt. Wenn sich eine solche Nachricht in der Öffentlichkeit erstmal festgesetzt hat, dann lässt die sich nicht leicht und schnell vom Gegenteil überzeugen.

Wir kennen das auch von anderen Berufen: Sozialpädagogen zum Beispiel werden echt gesucht, aber Eltern würden ihren Kindern immer noch nicht raten Soziale Arbeit zu studieren weil sie eher eine Zukunft als Taxifahrer damit assoziieren als eine gefragte und geschätzte Profession die hohe Kompetenzen voraussetzt.

Und dann ist der Beruf der Pastorin oder des Pastors nicht nur aus der Sicht einer Universitätsstudentin eine komische Geschichte: Man ist für sein gesamtes Berufsleben auf eine relativ kleine Region beschränkt. Es geht nicht auf nach London, Paris, New York oder Shanghai sondern z.B. nach Husum. In ein Haus oder eine Wohnung, die einem vorgeschrieben wird. Dort verbringt man sein Leben in verheerender Work-Live-Balance und feiert jeden Sonntag mit wenigen Menschen einen Gottesdienst, den man selber eigentlich nie gerne besucht hat. Wir müssen ja leider für 18 bzw. 19 jährige Abiturient\*innen attraktiv sein. Die müssen mögen, was sie sehen.

Aber es ist jetzt nicht die Zeit über Ursachen zu spekulieren. Das muss gründlich untersucht werden. Und wir sollten uns auch davor hüten, schnelle, scheinbar einfache Lösungen zu postulieren. Auch das braucht Zeit. Die werden wir uns nehmen müssen, für gründliches Nachdenken und solide Entscheidungen. Eines aber ist für mich gesetzt: Ich kann über dieses Thema nicht nachdenken, ohne dabei das Priestertum aller Glaubenden mit in den Blick zu nehmen. Gar nicht zuerst als mögliche Antwort auf die Krise, sondern vielmehr als Haltung in der sich der Krise zu stellen wäre. Es macht nämlich einen großen Unterschied, ob wir uns als „umherirrende Schafe ohne Hirten“ sehen, oder als „königliches Priestertum und Heiliges Volk“. Diese Erfahrung machte schon das alte Israel:

Als am 16.03.597 v. Chr. König Nebukadnezar von Babylon Jerusalem einnahm, da war das für Israel eine Katastrophe. Zur Unterwerfungspolitik der Babylonier gehörte es, einen wesentlichen Teil der Oberschicht, aber auch Menschen mit interessanten Kenntnissen und Fähigkeiten in die Hauptstadt Babylon zu holen und dort ansässig zu machen. Die Deportierten waren, auch wenn sie sich frei bewegen und kulturell, religiös, sozial und wirtschaftlich aktiv werden konnten, natürlich Geiseln: bei einem Aufstand in der unterworfenen Heimat würde es ihnen als erstes an den Kragen gehen. Die Babylonier vertrauten deshalb darauf, dass die Deportierten ein nachvollziehbares Interesse an Frieden in der alten Heimat hätten.

Für Israel war die Deportation ins sogenannte babylonische Exil eine traumatisierende Katastrophe, verbunden mit schwerwiegenden religiösen Fragen: Warum hatte Gott sie nicht geschützt? Warum hatte er seinen eigenen Tempel in Jerusalem in die Hände der Feinde

gegeben? Was hatten sie getan um eine solch schwere Strafe zu verdienen? Und hatte Gott sie nun für immer verlassen? Wie sollten sie leben in dieser riesigen Metropole voll mit fremden Göttern und Tempeln, Bauwerken die fast bis zum Himmel reichten und Sprachen die sie nicht verstanden? Und wenn Gott sie nicht verlassen hatte, was wollte er dann jetzt von ihnen? Wie sollten sie ihn verehren, so weit weg vom Jerusalemer Tempel? Und möglicherweise fühlten sie sich wie umherirrende Schafe ohne Hirten.

In Psalm 137 sehen wir die Traumata, die Verzweiflung, die Rachsucht und das Festklammern an die alte Heimat. Bewegend und kaum erträglich:

***An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten.***

***Unsere Harfen hängten wir an die Weiden dort im Lande.***

***Denn die uns gefangen hielten, hießen uns dort singen und in unserem Heulen fröhlich sein: Singet uns ein Lied von Zion!***

***Wie könnten wir des Herren Lied singen im fremden Lande?***

***Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte.***

***Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.***

***Tochter Babel, du Verwüsterin, wohl dem, der dir vergilt, was du uns angetan hast!***

***Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und sie am Felsen zerschmettert!***

Aber Psalm 137 bleibt nicht die einzige und auch nicht die prägende Stimme aus jener Zeit. Der Prophet Jeremia setzt einen Kontrapunkt und Gott ruft seinem Volk zu:

***Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herren; denn wenn es ihr wohl geht, so geht es euch auch wohl. (Jer.29,7)***

Und durch den Propheten Jesaja:

***Tröstet, tröstet mein Volk! (Jes. 40,1)***

***Fürchte dich nicht, du Würmlein Israel. Ich helfe dir, spricht der Herr und dein Erlöser ist der Heilige Israels. (Jes. 41,14)***

Herausgefordert durch die Deportation ebenso wie durch die religiöse und kulturelle Vielfalt in Babylon begann für das Judentum eine der produktivsten Phasen seiner Geschichte. Ja, manche Theologinnen und Theologen gehen so weit zu sagen, dass dort eigentlich erst erfunden wurde, was wir heute Judentum nennen. Ohne Tempel und ohne Priesterkult mussten die Deportierten neue Wege finden ihre religiösen Traditionen zu bewahren und fortzuentwickeln: Das Judentum wurde eine Schriftreligion! Die bereits vorhandenen biblischen Stoffe wurden in Babylon überarbeitet und fortgeschrieben. So entstand zum Beispiel der wunderbare Schöpfungsbericht in 7 Tagen mit seiner beißenden Kritik an den Sternengottheiten der Babylonier - Lampen hängt Gott an den Himmel, damit es hell wird - und der Begründung des Sabbath – auf den Sabbath hin wurde alles erschaffen, der Sabbath ist die Krone der Schöpfung und nicht der Mensch. Die Beschneidung der Jungen wurde zentrales Zeichen der Zugehörigkeit und die jüdische Religion insgesamt eine sehr mobile Heimat. So mobil, dass viele Deportierte nie zurückgekehrt sind.

An der folgenden Perikope aus der Hebräischen Bibel kann man die Überarbeitungsspuren aus babylonischer Zeit erkennen, obwohl die Geschichte selbst natürlich viel älter ist. Ausgewählt habe ich sie, weil hier der biblische Grund für unser Reden vom Priestertum der Glaubenden gelegt wird:

***1 Im dritten Monat nach dem Auszug der Israeliten aus Ägyptenland, an diesem Tage kamen sie in die Wüste Sinai.***

***2 Sie brachen auf von Refidim und kamen in die Wüste Sinai, und Israel lagerte sich dort in der Wüste gegenüber dem Berge.***

***3 Und Mose stieg hinauf zu Gott.***

***Und der Herr rief ihm vom Berge zu und sprach:***

***So sollst du sagen dem Hause Jakob und den Israeliten verkünden:***

***4 Ihr habt gesehen, was ich an den Ägypter getan habe und wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und euch zu mir gebracht.***

***5 Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein.***

**6 Und ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein.**

**Das sind die Worte, die du den Israeliten sagen sollst. (Ex.19,1-6)**

Die Datierung mit der die Perikope beginnt, ist ungewöhnlich und für uns nicht ohne weiteres nachzuvollziehen. Nach jüdischer Überlieferung ist damit der Neumondstag des dritten Mondmonats nach dem Auszug gemeint. Der Termin des jüdischen Wochenfestes. Solche Terminierungen und Begründungen von Riten und Festen unabhängig vom Tempelkult waren wichtig in Babylon. Während des Wochenfestes wird die Selbstoffenbarung Gottes in Feuer und Rauch am Sinai gefeiert. Einige Jahrhunderte später offenbart sich Gott zum Wochenfest in Jerusalem den Jüngerinnen und Jüngern in Feuerzungen des Heiligen Geistes und das jüdische Wochenfest wurde gleichzeitig das christliche Pfingsten.

Kaum lagert sich Israel, steigt Moses eilend hinauf zu Gott. Am brennenden Dornbusch hatte Moses den Auftrag erhalten, die Israeliten aus Ägypten zu befreien und hierher zu führen. Nun also wäre es Zeit, den Auftrag als erfüllt zu melden und sich vielleicht auch ein wenig Lob abzuholen. Schließlich war das alles keine einfache Sache. Und Moses hatte sich um die Aufgabe nicht gerade gerissen. Aber während Moses noch hinaufsteigt, ruft Gott schon Neues von oben zu ihm herunter. Offensichtlich ist sein Auftrag noch nicht erfüllt. Gott hat mehr vor mit Israel. Dabei gibt Gott den befreiten Sklaven einen neuen Namen: Er nennt sie Haus Jakob. Wir hören das nicht zum ersten Mal, aber in der Exodusgeschichte fällt der Name erstmalig. Die befreiten Sklaven erhalten mit dem Namen eine neue Identität: Sie sind in Gottes Augen kein geflohener Haufen mehr, sondern das „Haus“ Jakob. Sie gehören zusammen und werden – nun, ich scheue mich etwas, den Begriff Nation zu nennen, der scheint mir doch zu modern – aber so etwas in der Art. Ein Volk.

Dieses Volk soll an seine Erfahrungen mit Gott erinnert werden. Gott hat aus der Sklaverei befreit. Und das gilt für die gesamte Hebräische Bibel: Bevor Gott Gebote gibt, erinnert er immer daran, dass er der Befreiende ist. Erst die Befreiung, dann das Gebot! Das heißt auch, dass kein Gebot der Befreiung widersprechen darf. Konkret erinnert er hier daran, wie die verfolgenden Ägypter durch sein Wirken im Schilfmeer ertranken. Das

wird man in Babylon viele Jahrhunderte später aufmerksam gelesen und gehört haben.

Auf Adlerflügeln hat er die Befreiten zu sich gebracht. Ein wunderbares Bild mit starker Dynamik. Mich erinnert das an die Operation Moses in der der israelische Geheimdienst zwischen November '84 und Januar '85 innerhalb von sechs Wochen 8000 äthiopische Juden nachts heimlich von Sudan und Äthiopien nach Israel geflogen hat, um sie vor wachsendem Antisemitismus in Sicherheit zu bringen. Das hat mich als Student damals sehr beeindruckt. Für die Deportierten in Babylon gab es keine Aktion Moses, aber das Bild von Gottes Adlerflügeln wird ihnen Hoffnung gemacht haben.

Die Befreiten allerdings, mit denen Moses am Berg Sinai angelangt war, hatten eine wochenlange Flucht durch die Wüste hinter sich. Zu Fuß. Schwitzend, hungrig, durstig und voller Angst. Bei sich nur, was sie am Leib tragen. Möglicherweise musste manch lieber Mensch zurückgelassen werden. Nicht alle haben überlebt. Auf Adlerflügeln getragen? Entsprach vermutlich nicht ihrem Erleben. Wohl aber der Sehnsucht der Deportierten. Und Menschen die in Depression und Angst gefangen sind benötigen solche starken Bilder um irgendwann im Vertrauen auf den rettenden und befreienden Gott selber wieder fliegen zu können. So wie es der Prophet Jesaja den Deportierten zugerufen hat:

***Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft,  
dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler,  
dass sie laufen und nicht matt werden,  
dass sie wandeln und nicht müde werden. (Jes. 40,31)***

Den Befreiten am Sinai unterbreitet Gott nun ein Angebot: Wenn sie seiner Stimme gehorchen und den Bund einhalten, dann sollen sie Gottes Eigentum sein. Eigentum klingt übrigens sehr prosaisch. Das hebräische Wort lässt eher so etwas wie einen Schatz vermuten. Preziosen, besonders wertvolle Edelsteine. Ist es kitschig, wenn ich vermute, dass hier eigentlich die Sprache der Liebe gemeint ist? So wie ich zum Geliebten sage, er sei mein Schatz, so spricht Gott hier vermutlich auch. Sie sollen sein Schatz sein. Es kann hier nur um Liebe gehen, denn es gibt keinen anderen Grund, sich ausgerechnet diesem kleinen Haufen, diesem Volk befreiter Sklaven zuzuwenden, wo Gott doch betont, dass die ganze Erde und alle Völker sein sind. Er würde

also vielleicht schönere, größere, frömmere Völker finden. Aber nein, sein Antrag gilt diesem.

Für die Deportierten ist der Antrag ermutigend und anstößig: Wenn Gott alle Völker gehören, dann eben auch die Babylonier. Die Babylonier sein Volk? Ja, das wird durch die besondere Beziehung zu Israel ebenso wenig aufgehoben wie durch die Tatsache, dass die Babylonier andere Götter verehren. Ist Gott untreu? Nein, aber niemand darf für sich in Anspruch nehmen, dass Gott nur und ausschließlich auf seiner Seite sei. Gott ist und bleibt frei in seiner Liebe. Wir Christen haben lange gebraucht, das zu verstehen und haben deshalb über Jahrhunderte viel Leid an unseren jüdischen Geschwistern bewirkt. Weil wir Christen ja nun die von Gott besonders Geliebten seien, müssten ja nun die Juden verworfen sein, so meinten wir. Mit Hohn, Gewalt und purem grundlosen Hass mussten wir den scheinbar Verworfenen ihre Verlorenheit vor Augen führen. Dass wir heute – nach Auschwitz als Schlusspunkt einer langen Grauensgeschichte - voller Scham glauben können, dass Gott uns immer noch liebt, dafür sollten wir unendlich dankbar sein.

Der Unterdrücker gehört ebenfalls Gott. Das muss anstößig gewesen sein für die Deportierten. Ermutigend dagegen ist die Antwort auf ihre Frage wie sie fern von Jerusalem und vom Tempel ihre Gottesbeziehung leben können: sie sollen auf Gottes Stimme hören und seinen Bund halten. Es hängt also an den Geboten, am Sabbath und an der Beschneidung. Ort und Kult sind unwichtig. Möglich, dass das nicht allen Deportierten zusagte: Das klang doch alles recht nüchtern, als ginge es vor allem um Ethik. Wo bleibt die Schönheit der rituellen Feiern im Tempel? Wie kann ich Kontakt zu Gott haben, wenn es keine Priester mehr gibt, die für mich opfern? Das dampfende Blut, die Leiblichkeit, die Ekstase, die heiligen Handlungen? Alles nicht mehr nötig, denn das Volk selbst soll ein Königreich von Priestern werden, ein Heiliges Volk. Eine ungeheuerliche Zusage die Gott da macht: Jede einzelne, jeder einzelne in direktem unmittelbarem Kontakt zu Gott. Das richtet die Zerschlagenen auf, spricht unendliche Würde zu und ist eine Zumutung, denn als Priester kann ich wohl einzelne religiöse Aufgaben delegieren, nicht aber die Verantwortung. Ich muss religiös erwachsen werden. Das ist revolutionär und stellt bestehende Ordnungen auf den Kopf. Das entmachtet Priester und Tempelaristokratie und schenkt Freiheit. Und in Babylon sicherte diese Revolution das Überleben des Judentums.

Für Shalom Ben Chorin beinhaltet dieser Text den kategorischen Imperativ Israels: „Höre auf die Stimme Gottes, halte den Bund und sei ein Königreich von Priestern und ein Heiliges Volk“. Für ihn steckt darin die Bestimmung Israels.

Und Martin Buber liest in diesem Text die Antwort auf die Frage „Wie werden wir, was wir sind?“

Ungefähr 600 Jahre später schreibt der Apostel Petrus im Neuen Testament

***an die auserwählten Fremdlinge, die in der Zerstreung leben, in Pontus, Galatien, Kappadozien, der Provinz Asia und Bithynien: (1.Petr.1,1)***

***9 Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht,  
ein königliches Priestertum,  
ein heiliges Volk,  
ein Volk zum Eigentum,  
dass ihr verkünden sollt die Wohltaten dessen,  
der euch berufen hat aus der Finsternis in sein wunderbares Licht;  
(1.Petr. 2,9)***

Die Empfänger dieser großen Zusage sind nicht deportiert, aber sie leben in der Zerstreung, in der Diaspora. Sie sind wenige auf großem Gebiet. Die Aufzählung der Regionen zu Beginn des Briefes macht das deutlich. Wenn sie sich trafen, werden sie wenige gewesen sein. Große schöne Gottesdienste wie wir sie kennen, werden sie nie gefeiert haben. Und vielleicht sind sie sich manchmal verloren vorgekommen. Aber es wird ihnen zugesagt, dass sie ein königliches Priestertum sind. So wie Israel. Nicht ersetzend, nicht enteignend sondern zusätzlich. Sie sind es auch. Wir sind es auch.

Auch uns gegenüber wird auf ein göttliches Befreiungshandeln rekurriert. Petrus benennt es kurz vorher in seinem Brief: Durch den Kreuzestod sind wir befreit von der Macht der Schuld und des Todes. Für Petrus der Weg aus der Finsternis ins Licht.

Aber viele von uns finden sich auch wieder in der alten Geschichte vom Auszug aus Ägypten. Der Mauerfall 1989 wurde von manchen Christen in der DDR als Durchzug durch das Schilfmeer interpretiert. Andere setzten die Geschichte der DDR mit der vierzigjährigen Wüstenwanderung gleich. Auch wenn das viele heute vielleicht so nicht

mehr sagen und glauben würden: Damals kurz nach der Wende waren die großen Bilder der Exodusgeschichte kraftvolle Interpretationen des eigenen Erlebens.

Und auch in Südafrika begegneten mir nach dem Ende der Apartheid vielerorts Sprachbilder vom Auszug aus der Sklaverei und dem Tod des Pharaos. Gott ist und bleibt der große Befreier!

Bei Petrus tritt nun zusätzlich zum Zuspruch der direkten unmittelbaren Gottesbeziehung und der daraus erwachsenden besonderen Würde auch die Aufgabe hinzu. Denn die Tatsache, dass wir Priesterinnen und Priester sind sagt zwar zuvorderst, dass wir keine Priesterinnen und Priester als Mittler zu Gott mehr benötigen, sagt aber eben auch, dass wir mit der besonderen Würde auch eine besondere Aufgabe haben. Petrus fasst das so zusammen, dass wir die Wohltaten Gottes verkündigen sollen. Und wir kommen nicht umhin: Für andere sind wir Symbol für die Gegenwart Gottes. Mittler bis zu dem Zeitpunkt an dem sie selber in die unmittelbare Beziehung zu Gott treten. Darum geht es. Wir haben eine Aufgabe. Wir sind nicht einfach Priesterinnen und Priester so für uns, sondern für andere. So wie auch die Kirche nicht um ihrer selbst willen Kirche ist, sondern weil sie eine Aufgabe hat. Sie soll den Armen das Evangelium verkünden, den Gefangenen predigen, dass sie frei sein sollen, den Blinden, dass sie sehen sollen, die Zerschlagenen entlassen in die Freiheit und verkündigen das Gnadenjahr des Herren.

Wir müssen das für die Gegenwart übersetzen. Aber wenn wir irgendwann in der Zukunft über die Verteilung der knapp gewordenen Pastorinnen und Pastoren nachdenken, dann haben wir uns langfristig an unserer Aufgabe zu orientieren und nicht zuerst an unseren Bedürfnissen und dann wird es auch nicht mehr um Verteilungsgerechtigkeit zwischen den Institutionen und Arbeitsbereichen der Kirche gehen können sondern vor allem um die Erfüllung der Aufgaben. Bis dahin ist es aber noch ein langer Weg.

Manch einer, manch einem ist das so gesehen vielleicht gar nicht recht, Priesterin oder Priester zu sein. Klingt vielleicht gut, scheint aber als Aufgabe dann vielleicht doch zu groß. Eine Zumutung eben. Typisch Gott. Da scheint man doch bei Luther auf der richtigen Seite zu sein. Den geistlichen Stand bekommt man zugesprochen, aber die schwierigen Aufgaben kann man an Fachleute delegieren:

**Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und es ist unter ihnen kein Unterschied außer das Amt das sie wahrnehmen. Demnach werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht. Was aus der Taufe gekrochen ist, mag sich rühmen schon zum Priester, Bischof oder Papst geweiht zu sein, obwohl nicht jeder das Amt auch ausüben soll.**

So schreibt Martin Luther 1520 in seinem Büchlein „An den christlichen Adel deutscher Nation“. Die Predigt des Evangeliums und die Verwaltung der Sakramente möchte er in den Händen von Menschen sehen, die dafür ausgebildet und ordiniert wurden. Seine Erfahrungen mit „Schwärmern und Wiedertäufern“ ließen ihn skeptisch sein was die Wahrnehmung dieser Aufgaben durch nicht Ordinierte betraf. Deshalb haben zwar alle den geistlichen Stand, die Wahrnehmung des Amtes ist aber nicht für jeden gedacht.

Weil nun aber bei uns Lutheranern die Predigt und die Verwaltung der Sakramente sozusagen unter Professionalitätsvorbehalt stehen, sind wir auch ein wenig unglücklich darauf fixiert. Dabei gibt es alleine im Gottesdienst noch Musik und Lieder, Lesungen, Gebet und Segen. Damit lässt sich auch ohne Predigt und Sakrament schon manch heilsame Erfahrung machen. Insbesondere die Bedeutung von Gebet und Segen scheint bei vielen Menschen – Christen und Nichtchristen - zuzunehmen. Auch Luther sieht übrigens das Fürbittgebet als eine wichtige priesterliche Funktion:

**Darüber hinaus sind wir Priester. Das ist noch viel mehr als König sein, weil das Priestertum uns würdig macht vor Gott zu treten und für andere zu bitten.**

So schreibt er 1520 in „Von der Freiheit eines Christenmenschen“.

Insgesamt ist der lutherische Professionalitätsvorbehalt für Predigt und Sakramentsverwaltung vermutlich richtig. Und Luthers Sorge vor Unordnung lässt sich mit etwas historischer Kenntnis sofort nachvollziehen. Allerdings liegen heutzutage die Dinge in mancher Hinsicht anders. Zum Beispiel beim Thema Ordnung: So viel Ordnung wie heute war nie! Und vermutlich benötigen wir zwar nicht Unordnung um ihrer selbst willen, aber mehr Ungeordnetes: Experiment, Freiheit, Vielfalt und Mut zum Scheitern. Raum für Kreativität und Unerwartetes. Raum für den Geist Gottes. In solchen Räumen könnte dann auch

nochmal darüber nachgedacht werden, wer eigentlich was mit welcher Ausbildung oder Zurüstung tun darf oder muss.

Und was auch anders ist, ist die Zusammensetzung unserer Bevölkerung. Was das betrifft sind wir ja dichter bei den Erfahrungen des Neuen Testaments als bei Luther. Zu Luthers Zeiten waren Volk und Kirche eine Einheit. Vermutlich waren annähernd 100% der Bevölkerung dieses Landes getauft. Es gibt also zu seiner Zeit keine echte Außensicht auf Kirche. Alle Kirchenkritik seiner Zeit ist sozusagen Selbstkritik. Und alles was Luther regelt sind gewissermaßen Interna. In diesem Geist sind wir als Institution immer noch weitgehend unterwegs: Wir regeln so unsere Dinge. Aber wir haben mittlerweile ein Gegenüber das wir noch gar nicht richtig in den Blick genommen haben: ein größerer Teil der Bevölkerung dieses Landes der sich nicht mehr zugehörig empfindet und vielleicht gar nichts von uns weiß. Viele interessieren sich nicht im Ansatz für uns, aber viele beobachten uns auch mit Interesse und häufig mit Verwunderung.

Und in einer solchen Gesellschaft sind eben alle Glaubenden auf diese oder jene Weise Priesterinnen und Priester. Wir, jeder und jede von uns, stehen für eine Institution. Vor allem aber stehen wir für einen Glauben und letztlich für Gott. Wir sind die physische Repräsentanz eines als fern erfahrenen oder bisher gar nicht wahrgenommenen Gottes. Diese Repräsentanz ist ganzheitlich. Denn die Menschen hören wohl was wir sagen, aber sie sehen auch was wir tun und sie spüren unsere Hoffnungen und Haltungen. Daraus machen sie sich ein Bild. Daran entscheidet sich, ob sie Zugänge zum Glauben finden, oder nicht. Insofern sind die Predigt des Evangeliums und die Verwaltung der Sakramente aus öffentlicher Sicht möglicherweise nur sehr überschaubare Nischantätigkeiten.

Wenn wir nun alle Priesterinnen und Priester sind, mit welcher Haltung schützen wir uns dann vor Hybris und vor Überforderung?

Ich empfehle Armut, Keuschheit und Gehorsam. Die sogenannten Evangelischen Räte.

Armut: Üblicherweise wird damit Besitzlosigkeit verbunden. Sein Herz nicht an Materielles zu hängen kann sinnvoll sein und die Freiheit bewahren. Arm zu sein ist aber hart und unter Umständen gerade nicht befreiend sondern beunruhigend. Vermutlich wird niemand ein besserer

Mensch oder ein glaubwürdigerer Prediger weil er nichts besitzt. Auch wenn wir natürlich die Neigung haben, den Asketen immer zu bewundern. „Also das könnte ich nicht!“ sagen wir dann voller Bewunderung, aber was soll's, wir sind ja nicht beim Sport.

Die eigentliche Herausforderung darin sich als Priester oder Priesterin zu verstehen, liegt doch nicht im materiellen Besitz, sondern darin, dass wir sofort fragen, ob wir dafür wohl genug zu bieten haben: Kann ich genug? Weiß ich genug? Reiche ich für diese große Aufgabe aus? Bin ich fromm genug? Nein, natürlich nicht! Es reicht nie! „Wir sind Bettler, das ist wahr!“ sollen Luthers letzte Worte gewesen sein. Alles Wichtige im Leben bekommen wir geschenkt: Geburt und Tod sowieso, aber auch Intellekt und Physis, Glaube, unsere Eltern und die Freundschaft und die Liebe... Was immer wir sind und haben ist nur sehr begrenzt „selbst“ erarbeitet.

Ich muss nicht mehr können, nicht mehr wissen, nicht mehr glauben als meine Mitmenschen. Es genügt was da ist. Und wenn Gott mehr will, soll er mehr geben. Wir sind nicht Gott, sondern wir sagen und leben nur, dass Gott ist. Wir sind angewiesen auf Gottes Hilfe, wir sind angewiesen auf die Unterstützung unserer Freundinnen und Freunde. Wir sind dankbar für alles Gute. Und wir sind überzeugt: Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig. Niemand muss sich uns gegenüber klein und minderbemittelt fühlen, nur weil er oder sie Zweifel hat und Fragen und vielleicht auch gar nicht viel weiß über den Glauben. Wir sind nicht besser. Wir haben ständigen Assistenzbedarf und wir benötigen die Gnade Gottes. Das ist nicht der Ausnahmezustand, sondern alltägliche Normalität.

Jesus lebte seine Armut in Solidarität mit all den materiell Armen. Er durchlebte seine Armut und Bedürftigkeit auch in Angst und Leid. Im Garten Gethsemane und in der Gottverlassenheit am Kreuz. Gott ist solidarisch mit den Armen. Deshalb können auch wir unsere Armut wagen.

Keuschheit: Bei der Keuschheit, so wie ich sie verstehe, geht es nicht darum keinen Sex zu haben, sondern Übergriffigkeiten zu vermeiden. Und dabei denke ich gar nicht zuerst an sexuellen Missbrauch, sondern auch an die Seelsorge: Ich weiß eben nicht was für meinen Mitmenschen gut und richtig ist. Es gilt, das Gegenüber nicht zu

instrumentalisieren – auch nicht als Missionsobjekt. Und schon gar nicht dürfen Notlagen ausgenutzt werden.

Die Geschichte der Kirche ist leider eine Geschichte der Unkeuschheit und der Übergriffigkeit. Menschen wurden mit Gewalt und unter Ausnutzung ihrer Notlagen zu Christen getauft. Die Kirche neigte dazu, sich zu fast allen Themen vollbrüstig und allwissend zu Wort zu melden. Und Seelsorge, Beichte und Buße wurden als Machtinstrumente missbraucht. Gut, dass diese Zeiten fast vorbei sind.

Wir sind angesichts unserer Schuld fast ein wenig zu keusch geworden. Unser Auftritt als Christinnen und Christen bisweilen verschämt und zu zurückhaltend. Die Keuschheit soll uns ermuntern, eine zärtliche Beziehung zu unseren Mitmenschen zu haben: klar in der eigenen Position, aber achtungsvoll und wertschätzend mit den Positionen und der Würde des Gegenübers. So sehr er oder sie vielleicht auch in einer Notlage sein mag.

Jesu Keuschheit äußerte sich zum Beispiel darin, dass er Blinde, Lahme und Lepröse nicht einfach heilte, sondern ihren Willen erfragte und dadurch achtete: „Was willst du, das ich für dich tue?“ Wenn, dann hätte man es ja wohl doch ihm zugetraut, dass er besser weiß was für jeden Menschen gut und richtig ist. Aber Jesus achtet Distanz, Grenzen und Würde des anderen.

Gehorsam: Menschen können irren – und der eigene Vorgesetzte auch. Selbst wenn er oder sie Bischof bzw. Bischöfin ist. Deshalb ist Gehorsam an sich keine Tugend. Im Gegenteil: Der Gehorsam als sogenannter „blinder“ oder gar „Kadavergehorsam“ gegenüber vorgesetzten Menschen kann geradezu schädlich sein und läuft mit großer Wahrscheinlichkeit auf Ungehorsam gegenüber Gott hinaus. „Wir sollen Gott mehr gehorchen als den Menschen“ heißt es in der Apostelgeschichte. Jesus lebt uns das vor.

Der Gehorsam als Tugend beginnt mit einer hörenden Haltung. Hinhören, wahrnehmen, spüren was dran ist. Darum geht es beim Gehorsam. Und natürlich auch darum, das was wir für richtig erkannt haben dann auch in Wort und Tat umzusetzen. Jeder Satz mit „eigentlich müsste man“ ist einer zu viel. Und möglicherweise Ausdruck des Ungehorsams.

Ich habe ja einige Jahre Religion am Jahn-Gymnasium in Greifswald unterrichtet und dabei auch viel von meinen Schülerinnen und Schülern

gelernt. Manche Dinge konnten sie einfach viel besser auf den Punkt bringen als ich. So auch der 14 jährige Markus: „Gehorsam ist, wenn man tut und sagt, was getan und gesagt werden muss!“ Na also. Besser geht's nicht.

Vielleicht ist ihnen das jetzt alles ein wenig zu exotisch oder erschließt sich nicht auf Anhieb. Das macht nichts. Man wird mit solchen Handlungsfragen ja ohnehin nie fertig. Sie sind Horizont an dem wir uns ausrichten. Ich buchstabiere die Evangelischen Räte dauernd neu und versuche mich daran zu orientieren. Ganz bestimmt könnte ich das als eine Geschichte des Scheiterns und damit als Erfahrung der eigenen Armut erzählen. Es ist aber auch eine Geschichte des Wachstums. Und ich glaube wirklich, dass uns die Evangelischen Räte recht verstanden vor Selbstüberschätzung und Selbstüberforderung schützen können.

Wenn wir nun gleich über den kommenden Pastoren- und Pastorinnenmangel reden werden, dann wünsche ich uns, dass wir die Zusage Gottes annehmen können: Wir sind ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk. Wenn wir mit dieser Haltung glauben und diskutieren, dann sind Zahl und Verteilung der Pastorinnen und Pastoren wichtig, aber nicht entscheidend. Und vielleicht haben Sie sogar Lust, während der Diskussion die Evangelischen Räte zu beherzigen. Sie sind Gehorsam und sagen was gesagt werden muss. Sie kneifen nicht. Aber sie wissen um ihre Armut und um die Begrenztheit ihrer Erkenntnis. Und die Keuschheit gebietet die Achtung vor der andersdenkenden Schwester, dem andersdenkenden Bruder.

Und dann wünsche ich uns, dass wir auffliegen wie Adler, weil der Heilige Geist ordentlich Auftrieb unter unsere Flügel bringt.